

MÜNCHEN / 1937 / NR. 35

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Stilleben



Marion ist schlau

Von Michael Erdödy

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei)

Elemer von Boltor, ein feinerreicher Junggeselle, lebte nur für die Astronomie. Alles andere interessierte ihn nicht. Da er die ganze Nacht hindurch mit seinem Fernrohr die Milchstraße beobachtet hatte, war er sehr spät aufgestanden. Er klingelte um seinen Diener.

„Was für einen Brief haben Sie mir da auf den Tisch gelegt?“ fragte er noch verschlafen.

„Er ist mit der Frühpost eingelangt.“ Auf dem Umschlag stand als Absender der Name einer Frau: Marion Vary, Erzsebethstraße 178. IV/8.

„Wer ist diese Frau?“ fragte Boltor. Der Diener suchte die Ähfel und entgegnete: „Ich kenne sie nicht.“

„Dann schicken Sie den Brief unersöffnet an die Aufgeberin zurück... Ich liebe solche Belästigungen von unbekannten Frauen nicht... Übrigens, Sie können gehen...“

Elemer riß den Briefumschlag auf und las:

„Geehrter Herr!

Ich finde in der Eile keine richtigen Worte, um meiner Enttäuschung über Ihr unwillkürliches Vorgehen entsprechend Ausdruck zu verleihen. Sie halten sich für einen Gentleman. Nun, auch ich bin eine vornehme Dame, mit der man nicht auf der Straße Bekanntschaft schließen kann. Sie schreiben mir, daß Sie mich in Ihrem Auto durch die Erzsebethstraße folgten, vor dem Tor meines Wohnhauses stehen blieben und gewartet hätten, ob ich nochmals zurückblicken werde! Nein, mein Herr, da haben Sie sich geirrt! Ich erinnere mich gar nicht an Sie, da ich zubringende Männer immer mit Verachtung straße. Es war meine Pflicht, Ihren Brief zu beantworten, damit Sie mein Schweigen nicht etwa fälschlich auslegen und sich

zu weiteren Kühnheiten vermaßen. Ich hoffe, mir Ihnen hiermit endgültig abgerechnet zu haben.

Marion Vary.“

„Sonderbar!“ überlegte Boltor, „wirklich sonderbar. Wenn ich nur wüßte, wer jener Schuft war, der meinen Namen mißbraucht hat?“

„Sehr geehrtes Fräulein!

Ich halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß ich nicht identisch bin mit jenem Mann, der Ihnen im Auto durch die Erzsebethstraße folgte und Ihnen den Brief schrieb. Von letzterer Tatsache können Sie sich auch gleich durch meine Schrift überzeugen. Ich war stets Gegner von Straßebekanntschäften. Die Wissenschaft und mein Tatgefühl haben mich davon immer abgehalten. Jemand hat meinen Namen mißbraucht, und ich kann nichts anderes tun, als Sie über den Sachverhalt aufklären. Ihr unbekannter Verehrer

Elemer v. Boltor.“

Dieses Schreiben übergab er seinem Diener.

„Tragen Sie diesen Brief zu Fräulein Marion Vary, Erzsebethstraße Nr. 178, 4 Stock, Tür 8, und übergeben Sie ihn, wenn möglich, persönlich.“

Der Diener läutete in der Erzsebethstraße an, wo ihm ein schmuckes Stuben-

mädchen öffnete. Er handigte diesem die Visitenkarte seines Herrn ein, die er vorförglich zu sich gesieckt hatte.

Das Mädchen verschwand im Zimmer. Sie kam rasch wieder zurück.

„Bitte weiterzukommen...“

Er trat ins Zimmer. Eine ältere Dame begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„Danke“, stammelte der Diener. „Ich glaube aber, hier dürfte ein Irrtum vorliegen...“

„Ein Irrtum? Wieso?“ fragte die Dame, den Mund verziehend.

„Weil Sie mich sicherlich für Herrn Elemer von Boltor halten, während ich bloß sein Diener bin. Ich habe einen Brief meines Herrn an das Fräulein Marion Vary zu bestellen.“

Die Dame kam nicht in Verlegenheit:

„Das dachte ich mir sofort, daß Sie nur ein Diener sein können. Übrigens bin auch ich nicht jene Dame, für die Sie mich zu halten scheinen. Fräulein Vary ist im Ministerium beschäftigt und kommt erst am Nachmittag nach Hause. Ich bin ihre Quartiersfrau... Und Fühl fügte sie hinzu: „Bitte um den Brief, ich werde ihn dem Fräulein übergeben.“

Boltor erwartete schon ungeduldig seinen Diener.

„Nun? Was gibt es?“

„Das Fräulein war leider nicht daheim. Ich habe den Brief ihrer Quartiersfrau übergeben.“

„Mit einem Wort, sie wohnt in Untermiete?“

„Ja. Das Fräulein ist nämlich Sekretärin im Unterrichtsministerium.“

„Woher wissen Sie das?“

„Die Quartiersfrau hat es mir verraten. Sie hat mir auch ein Lichtbild der jungen Dame gezeigt.“



„Ist sie hübsch?“
„Die reizendste Frau, die ich je gesehen habe.“

Voltor winkte ab:
„Danke. Auf das Weitere bin ich nicht neugierig.“

„Sehr geehrter Herr!

Nachdem Ihr Name zweifellos mißbraucht wurde, werden Sie doch sicherlich in die mit Ihrem Familienwappen versehene Visitenkarte und die darauf geschriebenen Zeilen Einsicht nehmen wollen?

Vielleicht wäre es möglich, an Hand der Visitenkarte dem Übeltäter auf die Spur zu kommen. Ich bin gerne bereit, Ihnen die Karte einzuhändigen, damit Sie die nötigen Schritte einleiten können. Rufen Sie mich aber vielleicht vorerst im Ministerium an: B 16-5-75, Klappe 63.

Mit Gruß

Marion.“

Briefen verdanken, daß sie Voltors Gattin geworden war.

„Und wer war jener Kerl, der dir mit dem Auto folgte?“ fragte einmal ihre Freundin, vor der sie keinerlei Geheimnisse hatte.

„Aber, ich bitte dich, du wirst doch nicht die Geschichte mit dem Auto geglaubt haben...!“

„Aber die Visitenkarte... mit dem Familienwappen!“

„Der Diener hatte sie bei meiner Quartiersfrau zurückgelassen... Es stand keine einzige Zeile darauf geschrieben.“



Kirche in Uffing

Gemälde von Wilhelm Heise



Alfons Graber

Alfons Graber

Nicht jeder Maler findet den Mäcen, der ihn entdeckt. Auch der Tiroler Alfons Graber lebt heute in Wien als Zeichenlehrer an einer Mittelschule. Bitter hat er sich durchkämpfen müssen, und nur wenige haben an ihn geglaubt und seine Bedeutung erkannt. So war es möglich, daß Alfons Graber, der an den Akademien Münchens und Wiens studierte, in aller Zurückgezogenheit der Höhe seines Schaffens entgegenwuchs.

Er machte es sich nicht leicht. Jahrelang erprobte er die verschiedensten Malweisen. Eitempera, Gypsfarbe und anderes wird systematisch mit tiefer Energie, nicht selten aber auch mit edelschöner Verweilung versucht und wieder beiseite gelegt. Heute ist Alfons Graber 36 Jahre alt. Nach ungezählten Versuchen, bei denen der Farbauftrag von dünner Lasur bis zu passiver Schwere und zentimeterdicker Lage wechselt, hat er sich zu einer ganz persönlichen Malweise durchgerungen, die selbst dem sachmann Kästel aufgibt. So groß die Bilder angelegt sind: Es gibt kein Stück Fläche auf der Leinwand, das

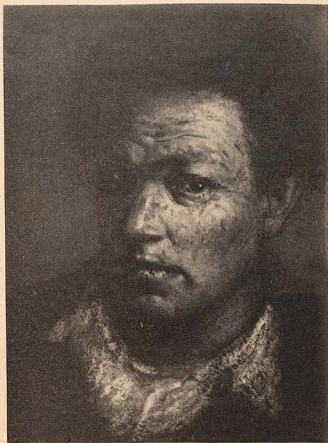
„leer“ aussieht. Wohl aber bemerken wir jene Kostbarkeit im Farbauftrag, die sich höchstens in den Werken alter Meister, bei Tizian oder Rembrandt findet.

Kein heutiger Maler erinnert in der Tiefe des Hell-Dunkel stärker an Rembrandt als Alfons Graber, — ohne daß die geringste Empfindung eines Epigonen-tums aufkame, wie wir sie z. B. in manchen Werken Lenbachs spüren. In der Gegenwart ist uns nur ein Maler bekannt, der auf anderem Wege dieser Kraft des Hell-Dunkel wieder nahekommt: Franz Kederer. Hier wie dort spricht eine starke ursprüngliche Begabung, über deren Echtheit und Unabhängigkeit kein Zweifel aufkommen kann. Es ist die Persönlichkeit des Künstlers, die uns gefangennimmt.

Form und Farbe, Linie und Licht sind die Urelemente des Bildes. In der Regel ist es bei den großen Meistern immer nur eine dieser Qualitäten, die das Geſes des Bildes bestimmt. Michelangelo betonte die Form, Rubens die Farbe, Dürer die Linie, Rembrandt das Licht. So ist es kein Wunder, daß wir bei der Betrachtung

der Lichtwirkungen in Grabers Bildern an Rembrandt denken müssen. Denn er ist ein Meister in der Beherrschung des Lichtes. Schon in frühester Zeit hat der Künstler sich mit dem Lichtproblem beschäftigt. Während aber die Bilder im Anfang in warmen gelblichen Tönen gehalten waren, gingen sie allmählich in ein reiches, edles Grau über, aus dem die Farbe hervorleuchtet, immer von einem Stimmungsgrund gebündelt. Auch hier können wir mit Hans von Marées sagen: Im farbigen Grau zeigt sich der Meister. Es kam dem Künstler aber nicht darauf an, Gegenständliches durch Lichteſſekte zu entkörpern. Sondern das Licht soll die Form steigern und vertiefen. Die dargestellten Formen reden eine klare und eindringliche Sprache; selbst die dunkelsten Schatten heben mehr hervor als sie verbergen. Diese Tiefe, dieser Reichtum in der Schattierung läßt die Lichter in fast unirdischem Glanze herausreten. Wie Rembrandt hat Alfons Graber die geheimnisvolle Dabe, alles, was er berührt, in Gold zu verwandeln.

©. K.



Selbstbildnis

Alfons Graber

Das schöne Bild

Ein Engländer, Lord Clarenton, erwarb einst in der Nähe von Antwerpen ein reizendes Landhaus. Der niederländische Maler Adrian van de Velde fuhr bei dem Haus vorüber und fand solchen Gefallen daran, daß er beschloß es in einem Bilde festzuhalten. Er ließ sich in der Nähe nieder und machte im Verlaufe einiger Wochen eines seiner schönsten Gemälde, in dessen Mittelpunkt das Landhaus Lord Clarentons stand. Der Maler forderte für das vollendete Bild einen ziemlich hohen Preis und da er nicht rasch genug einen Käufer fand, so beschloß er, es zum öffentlichen Verkaufe zu bringen. Zufällig kam auch der Besitzer des Landhauses zur Auktion nach London, er sah seinen Besitz auf dem Bilde und bot um die Wette mit.

Schließlich bekam er Angst, daß das Gemälde in andere Hände gelangen könnte und er rief: „Ich gebe das Original für die Kopie!“

Alles geriet in Erschaunen, denn man glaubte, daß das Gemälde die Kopie eines anderen Bildes sei. Der anwesende Maler fuhr wütend auf den Lord los und fragte ihn, ob dies sein Ernst wäre und ob er das Bild wirklich für eine Kopie halte. Der Lord aber rief wieder: „Ich gebe das Original für die Kopie!“

Wieder schrie der Maler, daß dies ein Irrtum sein müsse und wieder überschrie ihn der Engländer: „Ich gebe das Original für die Kopie.“ Schließlich klärte Clarenton den Maler auf, beide gingen zu einem Notar und machten den Tausch rechtskräftig: Das Original-Landhaus gegen das Bild.

Die Stimme aus dem Publikum

In Marseille betrat ein sehr mittelmäßiger Schauspieler die Bühne. Er war aus Flandern gekommen und beherrschte das französische nicht sehr gut. Außerdem aber ließ ihn sein Gedächtnis im Stich und der Souffleur, der die Stimmung der Zuschauer gegen den Gast merkte, tat desgleichen. Im Schweiß seines Angesichtes wiederholte der unglückliche Mime immer wieder:

„Wer rät mir in dieser Gefahr, wohin ich nun soll wandern?“

Da ertönte es im gleichen kläglichem Tonfall aus dem Parterre:

„Das beste wird's wohl sein, sie kehren zurück nach Flandern.“

Gelächter ertönte und das Trauerspiel war als Lustspiel nach dem zweiten Akt zu Ende.



Alfons Graber

Die Fahne

Eine Erzählung aus dem heutigen Rußland

Von Erich Kernmayr

Gregor Gregorowitsch stand mit offenem Munde neben der Tribüne. Jedes Wort sog er dem Redner von den Lippen.

„Wir teilen das Land auf, Genossen, wir bringen die Freiheit, Genossen, es gibt keine Kulaken mehr und keine Bour-schuij. Die Brüder aus den Fabriken reichen euch die Hände! Und sie reicht euch die Hand, die russische Erde!“

Ein Aufatmen ging durch die Versammlung.

„Der Zar und die Popen, die Bour-schuij und die Kulaken, sie hassen uns! Denn wir sind die Träger der Freiheit! Sie wollen unseren Sieg mit ihren Kosaken und den tschechischen Legionären erschlagen! Die Fahne steht für euch! Sie steht für die Freiheit und fürs Brot! Und ihr müßt zur Fahne stehen! Wer reitet mit?“

Das rote Fahmentuch knitterte im Abendwind. Gregor zuckte zusammen.

„Nicht!“ sagte die Mutter leise, „zu’s nicht!“

Aber Gregor riß sich mit einem Ruck los und sprang nach vorne.

„Ich!“ schrie er überlaut, „ich, der Vater blieb gegen die Deutschen, die Kulaken haben unseren Hof genommen. Piotr, Seger, Wladimir! — Wir reiten.“

Immer mehr der jungen Bauern drängten sich zu dem Tisch.

Die Tage verliefen wie das Wasser der Wolga. —

Der Notarmist Gregor Gregorowitsch lag in den Schützenlöchern gegen Koltischak, ritt gegen die Kosaken Wrangels und schlug sich mit den mongolischen Hilfsregimentern Denekins.

Die Jahre verliefen, verliefen wie das Wasser der Wolga. —

Die Gesichter der Frauen flogen vorbei, die Städte und Dörfer. Nur der Kampf blieb. Die Maschinengewehre und die Barrikaden.

Der Notarmist Gregor Gregorowitsch trug die ersten Streifen am Armel und führte die Eskadron. Und oben, ganz oben im Norden Sibiriens, im letzten Auf-flacker der rebellierenden Tartaren, zerriß ihm eine Kugel die Lunge. Er bekam einen roten Stern und die Marschrouten in die Heimat. Und hundertmal im Tag fragte er die Soldaten und die Arbeiter, die mit ihm die Streife fuhren: „Genossen, wie weit ist noch bis Chersjon?“

Von Chersjon, da waren es noch drei Stunden. Er staunte, wenn an den



Alfons Graber

Wagenfenstern die hohen, halb begonnenen Staumwerke und die breiten, uferlosen Maschinenanlagen der roten Fabriken vorüberflogen. Die Jahre, die er in der Mongolei und in Sibirien verritten hatte, sie hatten das Gesicht Rußlands verändert. Endlich hielt der Zug im Heimatdorf. Selig sprang er vom Trittbrett und ging hastig durch die vertrauten Straßen.

„He, Jvan!“ schrie er dem Alten zu, der genau so aussah wie vor Jahren. Nur merkwürdig zerrissen und zerlumpt.

„Erkennst du mich nicht?“ Der Alte blinzelte ihn scheu von der Seite an. Er sah den roten Stern und duckte sich.

„Nein, Genosse, meine Augen sind alt und schwach!“

„Kennst du den Gregor nicht mehr, den Gregor Gregorowitsch?“

„Gregor!“ schrie der Alte entsetzt, „Gregor —“

„Wie geht es der Mutter?“ er über sah in der Freude das Erschrecken des Alten. „Wie geht es Natascha?“

„Gregor“, sagte der Alte leise und tastete mit seiner zitternden Hand an dem Hemdknöpfer herunter. „Junger und die Barrikaden haben uns klein gemacht!“

„Was soll das heißen?“

Jvan wisch seinem befremdeten Blick aus.

„Du wirst ja selber alles sehen, es sind viele verhungert. Auch deine Mutter.“ Er machte eine Pause. „Viele Frauen haben sich jedem angetragen für eine Scheitte Brot. Und Brot haben nur sie gehabt. Die Kommissare. Wir wissen von Natascha nichts im Dorf.“

Gregor wandte sich schweigend um und ging verloren in die Dämmerung. Er sah nicht rechts, er sah nicht links. Dennoch merkten seine Bauernaugen die verfallenen leeren Ställe, die armseligen, vernachlässigten Felder. Beim Dorfaustritt drängte sich ein halbwüchsiges Kind an ihn heran.

„Genosse, ich möchte mit dir gehen!“

Unter seinen Blicken wurde sie unruhig. Er leerte seine Taschen mit der letzten Soldatenlohnung und drückte sie ihr in die Hand.

„Kennst du Natascha?“ fragte er leise. „Nein!“ antwortete sie ängstlich, „ich kenne sie nicht!“

„Was liegt daran“, sagte er mehr zu sich selbst, „du bist Natascha! Alle sind Natascha!“ Verwundert sah ihm das Mädchen nach. Ohne sich umzudrehen ging Gregor zum Sowjet.

Vor dem Hause sangen junge Soldaten ein wehmütiges Lied. Von Rußland. Und von der Kabane.

„Den Kommissar willst du sprechen?“ fragte der Tischler abweisend, „das wird heute nicht mehr gehen!“

„Ich muß mit ihm reden. Sag’ nur, Gregor Gregorowitsch ist zurückgekommen!“

Da stand der Kommissar auch schon in der Türe.

„Genosse Gregorowitsch“, rief er erheitert, „die Heimat grüßt den Helden des roten Oktobers!“

„Die Heimat?“ fragte Gregorowitsch mit eigentümlichen Lächeln, während er die Türe der Kanzlei hinter sich zuzog, „seit wann grüßen Tote und Krüppel, seit wann grüßt der Hunger?“

Der Kommissar rieb sich die Hände.

„Es sind viele Opfer gefordert worden, Genosse Gregorowitsch“, sagte er gewandt, „aber wir werden dich versorgen!“

„Versorgen? Wer spricht vom Versorgen? Gib mir die Toten zurück Genosse Kommissar, und gib uns das Land, die Freiheit und das Brot!“

Der Kommissar steckte sich lächelnd eine Zigarette an.

„Deine Tieren haben gelitten, Genosse.

Tote kann ich nicht lebend machen. Und das Land! Es geht alles seinen Gang!" Gregor griff sich nach der zerfetzten Brust. „Alles seinen Gang!" wiederholte er langsam, „du kannst also nicht helfen!" Gelangweilt schüttelte der Kommissar den Kopf.

„Dann kann ich dir auch nicht helfen", sagte Gregor Gregorowitsch ruhig und klar. Wilschnell hob er den schweren Stuhl, der krachend aus den Kommissar niederfiel. Er beugte sich über den Toten. Er stand wieder vor der Tribüne und es flatterten rote Fahnen. Und der

Kommissar sprach vom Land, von Freiheit und vom Brot. Aber keine Mutter sagte mehr: „Tu's nicht!"

Tausend Stimmen riefen lauter, immer lauter: „Es war recht getan!"

Auf einmal wurde alles weit vor Gregor Gregorowitsch. Ein schweres Drohnen lag in seinen Ohren. Heiß und salzig stieg es ihm die Kehle heraus. Er versuchte sich auf den Tisch zu stützen, aufstatisch quoll das helle Blut über das weiße Tuch. Er stürzte und riß das rote, nasse Tuch herunter, das sich um ihn wickelte wie eine Fahne.

Und mitten durch das dunkle Tor ritt er noch einmal mit seiner Schwadron. Vor Oesja, bei Tomsk und im Ural. Aber die Fahne trug nicht mehr den roten Geißel des Kommissars, sie trug das Blut des russischen Volkes.

Draußen sangen die jungen Soldaten ein schwermütiges Lied. Von Rußland. Und von der Fahne. Aber das beschattete Gesicht Gregor Gregorowitsch leuchtete ein glückliches Lächeln. „Sie werden die Fahne tragen!" flüsterte er verloschend, „für Rußland, und nur für Rußland — gegen die roten Genfer und Kommissare!"

Etwas vom Caro

Von L. K. Konzet

Es gibt Leute, die gerne Vergleiche zwischen Mensch und Tier anstellen. Viele übertragen die Veranlagung und die Manner der vierbeinigen Caros auf eine gewisse Klasse von Beamten, vor denen sie sich ängstigen, ja fürchten. Sie meinen damit die Ausübenden des liebwerten Berufes der Vollstreckungsbeamten oder besser gesagt der Gerichtsvollzieher, die bekanntlich den Spitznamen Caro führen. Weiter gibt es Menschen, die kein Geld haben, dafür aber Schulden besitzen, die sie nicht bezahlen können. Die einen können nicht, die anderen — wollen nicht. Alle diese nicht „zahlenwillenden" oder nicht „zahlenkönnenden" haben je nach der Dialektik ihres Lebenszyklus eine persönliche Note, einen streng abgegrenzten Titel. Die einen dieser faulen Kunden nennt man da Dallesbrüder, dort Kalamessbrüder; jeder Gau hat seinen eigenen Jargon, der auf keiner Seite des Konversationslexikons steht. Wie man sie auch nennen mag, sie fürchten alle den Caro, sonst nichts auf der Welt!

So berichtet die Chronik zwei Ereignisse mit einem Caro aus dem bekannten Hause an der Eisenstraße in München, der allmorgendlich auf Raub ausgehend, seine Opfer meist im Bette aufsuchend, das Protokoll präsentiert. Solange ich Student war, war der Caro auch mein ständiger Gast. Ja, er kommt jetzt noch ab und zu, denn ich bin zu meinem Leidwesen ein meistens nicht „zahlenkönnender". Oder haben Sie schon einen Schriftsteller gesehen, der seine Schulden immer hätte bezahlen können?

Es ist eine dumme Sache, wenn man zufällig von irgendeinem Verleger oder Schriftleiter ein Honorar zu bekommen hat, auf das der Caro schon wartet. Es ist aber begreiflich, wenn so ein Schriftsteller ängstlich bemerkt, ihn den Caro um seine Klamotten zu betrügen, wie dies

August Bangmann, der berühmte Psychoanalytiker in der Ludwigstraße tat. Der hätte bezahlen können, wenn er hätte wollen.

Eines Tages bummelten wir nach seiner Wohnung und bald sahen wir bei einer dicken Importeure und einer Schale Mokka. August Bangmann hielt seine Zigarre gentlemanlike zwischen seinen diamantringbegleiteten Fingern. Am Kleiderbalken baumelte der teure Pelzmantel, welcher unter Brüdern seine 2000 Mark gekostet hatte. Gerade als mir mein Wirt die paranoidischen Erkrankungssymptome der Monomanie auseinandersetzte, himmelte an der Flutüre die Schelle, um in demselben Augenblick ein dreimaliges Läuten der elektrischen Schreibstischglocke auszulösen. Mit einem energischen Ruck erhob sich Bangmann, stürzte nach dem Pelzmantel, riß ihn vom Haken, und mit elegantem Schwunge flog das Prachtstück durch das geöffnete Fenster.

„Der Caro!" lächelte Bangmann verschminkt und kaum war das Wort dem Mund entflohen, als es an der Tür pochte. Mit letzter Kraft gelang es meinem Freunde noch, sich seiner Drillingstränge zu entledigen, die er in das Waschbecken

gleiten ließ und herein trat der gefürchtete Caro, dessen Blick sofort die Garderobe in August Bangmanns eleganter Junggefellensbude ins Auge faßte. „Ich habe die Ehre, Herr Gerichtsvollzieher", sagte Bangmann, indem er am Waschbecken einen wichtigen Seifenschaum schlug, der sich, die Brillantringe verbergend, mollig und weich auf der Wasseroberfläche bildete.

„Herr Professor, ich muß zu meinem Bedauern bei Ihnen pflanzen", sagte der Caro, dabei maß er mich vom Scheitel bis zur Sohle. Aber das Gesicht des Angeordneten ging ein feigen, als er mit Würde entgegnete: „Warten Sie Ihres Amtes." Der Caro suchte. Suchte lange. „Und Ihr Pelzmantel?" fragte er schließlich und seine Stimme klang gebieterisch. „Bitte, suchen Sie sich das Prachtstück", und Bangmann ließ sich in einen Klubstuhl fallen. Aber das Bibelwort bewahrheitete sich nicht: Wer suchet, der findet! Schnaubend war Caro erfolglos von dannen gegangen. „Ich aber sagte: „Mensch, eile hinunter in den Hof, denn sonst müßte es sein, daß die ein Dieb den Mantel entwendet." Der Psychoanalytiker aber faßte mich am Arm und zog mich aus dem Fenster. Und, o Wunder, an einem scheinbar zu diesem Zwecke angebrachten Haken baumelte der Pelzmantel, der unter Brüdern seine 2000 Mark wert war. So löste der Psychoanalytiker Professor August Bangmann in München den gordischen Knoten der Umgebung einer amtlich angeordneten Pfändung durch den Caro.

Nicht viel besser erging es dem Caro in dem anderen Falle. Diesmal handelte es sich um den Dallesbruder Reginald Gaberstroh, den bekannten Dramatiker. Das Gesicht erteilte ihm, als wir eines Tages das Café „Großmahn" verlassend, die Amalienstraße überqueren wollten. Jener abgehandelte Caro hatte den Auftrag, von



Bauer



Am Waldrand

Willi Diernhöfer

Um's wegen die Brieftasche des Dramatikers zu pfänden, der tags zuvor 10 000 Mark an Tantiemen (Papiermark natürlich) für sein neuestes Lustspiel „Die tote Wanz“ eingekassiert hatte, wie eben dieser Caro auf den armen, wollte sagen reichen Lustspielfabrikanten losging, hielt freischend an der Ecke Amalien- und Theresienstraße die von den Münchnern so beliebte Nr. 2, die Ringlinie. Haberstroh packte mich, den vorerst Ahnungslosen, plötzlich beim Genick, hob mich wie einen Federball in den Wagen, um sich befreit aufatmend auf die nächste Bank fallen zu lassen. Ich sah noch einen mit einer Afrikanenmappe bewaffneten Mann auf den Wagen springen, den ich bei genauerem Hinsehen als den Caro Moser erkannte. Es war Sommer, überall lastete die drückende Hitze und trieb den fahrgäste den Schweiß aus den Poren. Ich zog die Uhr. 2 Uhr 30 Minuten konstatierte ich angeregt, der Dinge harrend, die sich da ereignen sollten. Endlos ging die Fahrt um den Ring. Zweimal. Dreimal. Fünfmal. Die Uhr zeigte 4 Uhr 40 Minuten. Immer noch äugte der Caro nach seinem

Opfer, unfähig, seine Amtsgewalt auszuüben, da die P.S.O. besagt, daß Zwangsvollstreckungen auf einem öffentlichen Verkehrsmittel unzulässig sind. Immer wieder machte der Wagen die Runde, immer wieder zahlten wir unseren Obulus für die Kunde, desgleichen der Caro. Jetzt war es 5 Uhr. Langsam war inzwischen der Caro an sein Opfer herangerückt, auf daß es ihm nicht auskomme und als der Wagen freischend seine Kurve nahm, konnte ich nicht verhindern, daß Angreifer und Opfer unsanft zusammenprallten. Endlich zog auch der Caro die Uhr. Ein verstohlener Seitenblick auf das Zifferblatt zeigte mir 5 Uhr 40 Minuten. Unser Wagen nahm die Galeriestraße. Immer wieder zog der Caro den Chronometer und in mir begann es zu dümmern: Dienstzeit von 2 bis 6 Uhr. Sollte Haberstroh Glück haben? Der saß auf seinen vier Buchstaben und hielt immer noch die Hand auf die Brusttasche gekrampt. Eine neue Fahrt um den Ring. Der Schaffner schüttelte verständnislos den Kopf und da (wir hielten am Bahnhofplatz) entstieg Caro, einen wütenden Blick auf Haberstroh wer-

fend, dem Wagen. Ich sah nach der Uhr. 6 Uhr 2 Minuten. In der Augustenstraße stiegen wir in Schweif gebadet aus und Haberstroh veräumte nicht, mir seine Brieftasche in Verwahrung zu geben. Der geprellte Caro aber pfänderte Tags darauf erfolglos bei dem Verfasser der toten Wanz.

Splitter

Man macht um seine junge Schöne Ach! allzuvielen Flörentone!
Nein, wie beneid ich da den Spatz!
Baum macht er „piep“, kaum hörbar fast,
Schon hocht sie bei ihm auf dem Ast!
Und schon auch hat er seinen Schmatz!

Das hat unser Herrgott sein gemacht:
Vier Herzenskammern hat er erbacht!
Die erste räumt' ich ihm selber ein!
Die zweite und dritte der Golden mein!
Die vierte nutz ich als Kumpelkammer
für all den Erdenkagenjammer!

Die Elsfardinen

Humoreske von Alfred Richter

Der Butenschön, der Vater-Mat, der Loderer und der Kofi, die vier hatten gemeinsam einen kleinen Treffer in der Lotterie gewonnen. Und davon machten sie eine Reise nach Paris.

Warum gerade nach Paris?

Nu, eben so! Paris ist Weltstadt, und Paris ist eben Paris. Sie schrieben an ihren alten Schulfreund, den Müller-Erich, der nun schon an die fünfzehn Jahre in dem Paris lebte, dann und dann kämen sie dort an, er sollte sie an der Bahn abholen, und führen los.

Wer dann in Paris nicht an der Bahn war, das war der Müller-Erich. Saffra, was haben da die Kassen geschimpft! Sie konnten doch kein Französisch! Was sollten sie nun eigentlich in Paris?

Vor allem hatten sie einen barbarischen Hunger. Und was half's? Sie gingen auf gut Glück in den Speisesaal, rühten ihre Schlipse zurecht und setzten sich.

Da saßen sie nun und schauten in dem glänzenden Lokal umher. „Leut“, sagte der Butenschön, der so etwas wie ihr Hauptmann war, „so kommen wir net weiter“, und er langte sich energisch die Speisefarte her und fuhr mit dem Finger darin umher, um ein einigermaßen bekanntes Wort zu fuchen.

Die anderen haben es und freigten Mut. Der Vater-Mat rutschte her und flüsterte: „Ich hatt' eigentlich Appetit auf eine Saxe.“ Der Kofi murmelte aus eine Schweinern mit Kraut, und der Loderer, der Genießer, schwärmte gar von goldsteinischem Schnitzel. Aber der Butenschön meinte, dieneil er weiter suchte, das wären alles ganz dumme Ideen, hier gäbe es diese Sachen mit nichten, sie läßen doch schließlich hier in dem Paris und nicht daheim in ihrem Katskeller, aber hier hätte er ein filet gefunden. Ein filet, das wäre was für ihn. Das äße er.

Was ein filet ist, das weiß man, auch wenn man kein Französisch kann. Und so eine däftige Fleischscheibe, wie ein gefundenes filet ist doch ist, das mußte für die abgematteten Männer jetzt genau das richtige sein. „Also dann, wenn hier wirklich ein filet drauf steht, dann essen wir eben alle miteinander ein filet“, riet der Loderer.

Schön. Abgemacht. Viermal filet. Der Butenschön winkte den Kellner herbei, deutete stumm auf das filet der Speisefarte und machte eine Bewegung mit der Hand über die Kunde hin. Der Kellner begriff und verschwand.

„Jetzt bin ich auf die französische Küche gespannt“, meinte der Vater-Mat, und der Loderer nickte andachtsvoll: „Die Franzosen hamn die beste Küche von der ganzen Welt. Das ist bekannt.“ Der Butenschön aber bekannte: „In der Organisation und in der Technik und in der Chemie, da sind wir Deutschen vorne dran, aber in der Kocherei, da sind uns nun doch die Franzosen über.“

So mußte es wohl sein, denn jetzt schwänzelte der Kellner wieder heran und stellte vor jedem einen kleinen Teller hin. Ein filet, wie sie es erwartet hatten, log zwar nicht darauf, dafür aber eine Elsfardine. Sie schauten ihre Elsfardinen an, danach einer den anderen, zum dritten alle den Klaus Butenschön. Denn was sollten sie von dieser Sache halten?

Der Klaus aber wußte ohne weiteres die Lösung. „Leut“, sagte er, wie der Kellner weg war, „macht bloß keine solchen Gesichtser, sonst denken die Franzosen ringsherum, wir wußten net, wie man sich bei einem richtigen Essen benehmen tut. Die Elsfichte ist ganz einfach: Die Franzosen, was die Feinen unter ihnen sind, die essen vor der Supp' und dem Hauptgericht erst noch so kleine Sachen, so was in kleinen Schälchen, verstanden, Vorgeichte, und das und nix anderes sind eben hier in diesem Lokal die Elsfardinen!“

Das leuchtete den Genossen ein, und sie pauzten mit einem Biß ihr Elsfardinen weg.

Danach warteten sie auf ihre filets, aber sie kamen ewig nicht. „Klaus“, mahnte endlich der Loderer, „ich glaub“, du stichst dem Ober jetzt einmal Bescheid, daß er nun unser Essen beschafft. Der Kerl hat uns vergessen!“

Also winkte der Butenschön den Bedienten heran. Aber da er, Französisch zu paolieren, nun einmal nicht die Kenntnisse hatte, tat er nichts, als daß er zum zweiten Male auf jene filet-Seite wies, vier

finger hob und auf die vier Kameraden deutete, worauf der Kellner eifrig nicht, etwas Unverständliches hervorbrachte, enteilte und nach einiger Zeit vier Teller brachte.

Was war's?

Es waren wiederum Elsfardinen.

Und so haben sie, um das Ding in Kürze zu berichten, sechsmal rundherum Elsfardinen gegeben. Jedesmal, und immer dringlicher, hat der Butenschön auf die filet-Seite gewiesen, und jedesmal, und immer vernünftiger, hat der Kellner jedem eine Elsfardine gebracht.

Wie sie die sechste weg hatten, und das Bier war ja, für ihre Begriffe, auch nichts Geheimes und überdies viel zu wenig davon im Glase, sind sie wild geworden. Aber sie konnten ja dem frechen Durstigen, diesem spitzbüßigen, grinenden Kellner, nicht einmal die Meinung sagen, das war das allerärgerlichste daran.

So saßen sie um ihren Tisch, einen Morbouburger im Magen und einen Kiefenjorn im Gemüt, und hätten am liebsten alles kurzschlagel klein geschlagen.

Just da kam zu ihrer aller Erlösung der Müller-Erich zur Tür hereingegappt und suchte sie. Er war aufgelaufen worden und entschuldigte sich vielmals.

Schließlich, wie der Braus der Begrüßung vorüber war, fielen ihm ihre betretenen Gesichter auf. „Manu, Junge? Was für eine Laus ist denn euch über die Leber gelaufen?“ wollte er wissen.

Sie berichteten es ihm.

„So? Filets bestellt und Elsfardinen gefriert? Zeigt mir doch mal das filet auf der Speisefarte.“ filet de hareng stand da. Der Müller-Erich sah es und begann zu grinzen. „Wie? Das habt ihr bestellt, was hier steht, ihr Jadel! filet de hareng!“ Er lachte los.

„Nu ja“, und dergleichen brummen, Dunkles ahnend, die kummervollen Männer und schielten ihn an.

„Ihr guten Däppen“, sagte der Müller-Erich und klappte die Speisefarte schallend zu, „ihr ganz unseligen Scheide, ihr: filet de hareng heißt nämlich — Elsfardine!“



Kling

KUNSTSCHULE „DIE FORM“

Zeichnen, Stilleben, Kunst, Malerei in jed. Anwendung, Kleinbild, Geniastudien, Anatomie, Skulptur in den drei Dimensionen, Plastische, 1. u. 2. Klassen, Lehrerführer, Donat 1. u. 2. Klasse, 30. Jahrgang, Preisermäßigung, Skulpt. anst. Donat 1. u. 2. Klasse, 30. Jahrgang, 22. Bünden 22. Bünden, Preisermäßigung, 31. Tel. 1919.

Schicksale *im Rampenlicht*

Drei wahre Anekdoten von Werner Daumann

Wie jede Kunst muß auch das Theater sich an das wirkliche Leben als den ewig gültigen Stoff halten, um künstliche Wirkungen zu erzielen. Vieles wird vom Dichter erfunden und verwandelt, dennoch sind der Kern der Handlung, Selben und Schicksale, zumeist der Wirklichkeit entnommen. Nur liegen die Über-schüsse fast immer so weit zurück, daß ihre Träger sich selbst nicht mehr im Rampenlicht wiedersehen können.

Die Geschichte kennt einzelne Fälle, in denen der Held der Wirklichkeit sein eigenes Schicksal mit Erlebnen oder Erschlitterung oder gar mit heftigem Widerspruch vom Parfett aus oder im Nach noch einmal miterlebte. Davon wird hier erzählt.

1. Das Erdbeben von Lissabon

Kurze Zeit nach dem großen Erdbeben, das Lissabon 1755 zerstörte, wurde bei der Comédie Française in Paris ein Drama „Das Erdbeben von Lissabon“ eingereicht, das einen gewissen Herrn André zum Verfasser hatte. Ein schlechtes Stück, lächerlich von Anfang bis zu Ende, am lächerlichsten jedoch durch die Widmung des Verfassers an seinen „großen Kollegen Voltaire“.

Sicherlich wäre dieses Nachwerk zurückgewiesen worden, hätte ihm nicht eine merkwürdig dringliche, ja beinahe herzliche Empfehlung des Marquis Desjardins, eines Günstlings des Königs, beigegeben. „Ich bin der Klient des ausgezeichneten Herrn André!“ hieß es — für das Theater unverständlich — in dem Schreiben des Marquis. So wurde das Stück schließlich zur einmaligen Aufführung angenommen, die zwar begonnen, aber nicht beendet wurde und die trotzdem zu einem überraschenden Erfolge für den Autor werden sollte.

Das gutbesuchte Haus unterhielt sich köstlich bei den tragisch gemeinten Szenen, die nur lächerlich wirkten. Von Szene zu Szene wuchs das Vergnügen der Zuschauer.

Da gellte ein Schrei durch das Theater. Im Parfett sprang ein Mann auf und rief den Schauspielern zu: „Meine Herren, ich beschwöre Sie: es war alles ganz anders! Hier steht ein überlebender Zeuge!“

In dem allgemeinen Tumult, der diesen Worten folgte, kletterte der Mann auf die Kante. Klein und wohlbeleibt stand er neben dem langen, blassen Schauspieler, der den Gelden darzustellen hatte.

„Herr, Sie spielen hier Herrn D'Orval, den Ketter der Königstochter!“ schrie der Dicke ekstatisch und packte den baumlangen

Darsteller am Hemd. „D'Orval bin ich! Ich muß es schließlich wissen, wie es war!“ Und an das Publikum gewandt, das ihm wie rasend Beifall flüchtete, fuhr er fort: „Meine Damen und Herren, ich bin erschüttert, mein Lebensschicksal im Rampenlichte wiederzusehen — in einem grauen, schmutzigen, verzerrten und verderbten Lichte! Kein Wort ist wahr an diesem Sudelstück!“

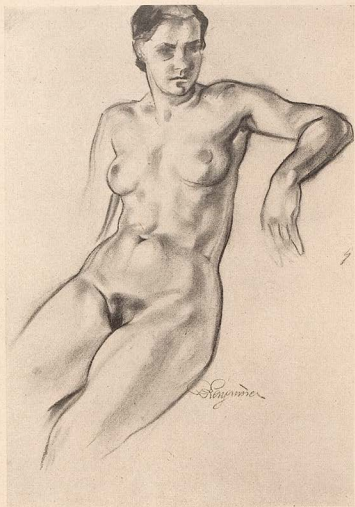
Das wiederum empörte den Dichter, der aus den Kulissen stürzte. „Sie wagen es, mich einen Lügner und mein Stück ein Sudelstück zu nennen?“ schrie André.

Der Dicke, ein wenig eingeschüchtert und von der ungewohnten Umgebung verwirrt, dienerte: „Mein Name ist D'Orval, Etienne d'Orval, Professor der schönen

Künste. Ich hatte die Ehre, die Tochter des Königs von Portugal im Gartenspiel zu unterweisen. Aber ich kann Ihnen nur sagen, mein Herr: ich bin ein anständiger Mann!“ Und mit tragikomischer Geste schlug er sich an die Brust.

Das Publikum raste, und der Autor rief: „Aber mein Stück feiert Sie doch als Gelden!“

D'Orval entgegnete düster: „Leider — als einen Wüstling! Ich habe Donna Juana gerettet, auf diesen meinen Armen habe ich sie aus dem zusammenbrechenden Schloß getragen. Das ist wahr! Aber wie hätte ich es mir einfallen lassen, ihr dabei einen Kuß zu geben! Ich war mir meiner Pflicht als ein Professor der schönen Künste voll bewußt!“ So redete d'Orval



Rudolf Lengrüsser

noch lange fort, und die Uraufführung des „Erbbens von Lissabon“ mußte vor dem Ende abgebrochen werden.

Doch sein Autor hatte keinen Grund, darob mit dem Schicksale zu hadern. Er war ein gemachter Mann. Denn seine Klientel wuchs rasend. Nicht nur der Marquis Desjardins — auch Herzöge und Minister, Generäle, Gelehrte und Prälaten, das ganze vornehme Paris der damaligen Zeit gab sich bei André ein Stelldichein. Der Dichter des „Erbbens von Lissabon“ besaß nämlich einen — Barbier.

Von rief sich die „große Welt“ um die Ehre, von ihm bedient zu werden, und die Vornehmsten der Klientel erhielten die Buchausgabe des Dramas überreicht — mit einer persönlichen Widmung des Barbiers, direkt unter der an den „großen Kollegen Voltaire“. Übrigens fehlte auch d'Orval nicht. Der Held der Wirklichkeit und sein schlechter Autor sollen schließlich gute Freunde geworden sein.

2. Clavijo erfährt von seinem Tod

In einem verräucherten Café auf der Calle de Toledo zu Madrid saß ein alter Herr. Er schien den schönen Maimorgen des Jahres 1796 nicht zu beachten. Die Ellbogen auf die Tischplatte gestützt, las er eifrig in einem kleinen Buch, während rings um ihn der Lärm des spanischen Kaffeehauses wogte.

Dann und wann stunte der alte Herr. Offenbar beherrschte er die Sprache nicht ganz, in der das Buch geschrieben war. Aber dann leuchteten seine kastanienbraunen Augen wieder in jugendlichem Feuer

auf. Mit beifälligem Kopfnicken und lebhaften Gesten sprach er einen Satz vor sich hin.

Plötzlich begannen seine Hände neroda über das noch volle weiße Haar zu gleiten, wie im Fieber starrte er in das Buch. Schließlich schlug er mit der Faust auf die Tischplatte und rief: „Unmöglich!“ Gastig stürzte er ein Glas Wein hinunter, flog das Buch bis zum Ende durch und saß lange in sich versunken reglos auf seinem Platz.

Dann erhob er sich und schlürfte mit müden Schritten zu einem Tisch, an dem ein paar junge und ältere Männer miteinander plauderten. Respektvoll machten sie dem Alten Platz. Der setzte sich in ihren Kreis, ergriff das erste beste Glas, trank es in einem Zuge leer und sagte dumpf: „Seht mich an, meine Freunde! Ich, der ich hier unter euch sitze und unseren guten vino rojo trinke — ich bin seit zwanzig Jahren tot!“

Die Freunde erschrafen. Sie versuchten, den Alten zu beruhigen, auf dessen eingefallenen Wangen hektische Flecken glühten.

„Was für ein teuflisches Buch muß das sein“, sagte einer, „das unseren guten Don José so in Erregung bringen kann!“

„Clavijo!“ entgegnete der Alte feierlich und legte das Buch auf den Tisch, „mein Lebensdrama!“

Die Freunde besahen das kleine Buch. „Ah, von Senor Goethe, dem Dichter des „Werther“!“

Der Alte seufzte. „Und denkt euch: der Beaumarchais, die Kanaille, erschießt mich im Duell! Dabei ist alles ganz anders gewesen...“

Dann erzählte er den jüngeren Freun-

den die Geschichte seiner jugendlichen Irrungen, die Goethe zum Gegenstand des Dramas „Clavijo“ gemacht hatte. Der Alte war der spanische Gelehrte José Clavijo y Jazardo selbst.

„Das hat mir der Beaumarchais eingebrockt!“ So begann Clavijo die Erzählung seiner Jugendliebe, die ihm soviel Unglück bringen sollte: Seine Geliebte war die Schwester des französischen Schriftstellers Beaumarchais, der durch sein Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro“ weltberühmt geworden ist. Ihr hatte Clavijo die Ehe versprochen. Doch er verließ sie, als er eine gute Anstellung bekam. Legitimiert erschien Beaumarchais in Madrid und verlangte die Heirat. Nun kam es zu unehelichen Gendeln zwischen den beiden, zu Intrigen und Kabbalen, die schließlich zur Ausweisung Beaumarchais' aus Spanien und für Clavijo zum Verlust seiner Stellung führten...

„Mein Todfeind ließ mir keine Ruhe!“ So schloß Clavijo die Erzählung. „Der Lämmel Beaumarchais veröffentlichte in Paris ein ganz verlogenes Pamphlet über unseren Fall. Das muß der Senor Goethe gelesen haben!“

Tatsächlich war es so. Goethe hatte den Stoff aus Beaumarchais' Schrift genommen. Offenbar war es ihm unbekannt geblieben, daß sein Titelheld Clavijo noch lebte, ja unterdessen in seinem Vaterland ein recht bekannter Mann geworden war. Daher schaltete er mit dem Stoff nach Gurdüfeln und ließ Clavijo im Duell mit Beaumarchais sterben.

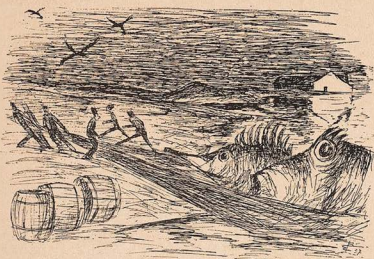
So kam es, daß der spanische Gelehrte Don José Clavijo y Jazardo an einem schönen Maimorgen des Jahres 1796 von seinem eigenen Tod erfuhr.

3. Aus dem Kerker zur Premiere

Fast jede Zeit kennt einen großen Verbrecher, der die Phantasie seiner Zeitgenossen Jahre hindurch beschäftigt. So stand das Paris des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts im Unstern des Raubmörders Cartouche.

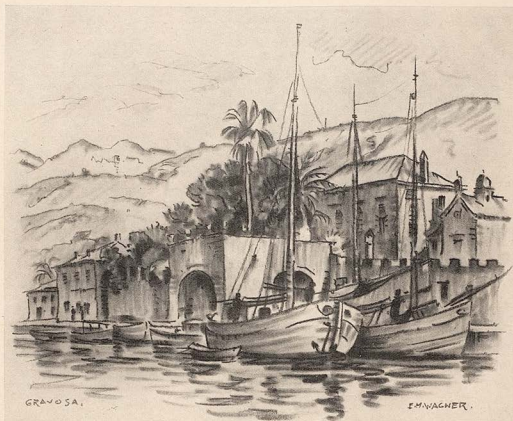
Dieser Cartouche überfiel mit seiner Bande, die aufs beste ausgerüstet war, die Wagen der reichen Handelsherren, brandschante die Güter des Adels und plünderte einmal sogar den Kronschatz des Königsbauses. Im Jahre 1721 gelang es endlich, den „Schrecken von Paris“ dingfest zu machen. Cartouche wurde in Ketten gelegt und in den Kerker geworfen, wo er seiner Einrichtung entgegenjah.

Gleich nach der Gefangennahme des Räuberhauptmanns, die ein Ereignis ersten Ranges für die Pariser Bevölkerung war, bestellten zwei Theater bei ihren Hausdichtern ein Stück über Cartouche, bezeichnend für die Sittenverberrnis der damaligen Zeit.



Nächtlicher Fischfang

B. Eggert



E. M. Wagner

Einer der beauftragten Dichter, der Romdichterschreiber Legrand, erschien sogar mit dem Hauptdarsteller Quinault in der Zelle des Raubmörders, um seinen „Gelden“ zu studieren. So erfuhr Cartouche, daß ein Stück über ihn in Vorbereitung war. Mit der Geste eines Herrschers verlangte er die sofortige Vorlesung des Stücks.

Als Legrand geendet hatte, erklärte der Räuberhauptmann seelenruhig: „Ich bin ein Freund der Kunst, mein Herr, und ich weiß die Ehre zu schätzen, von einem Legrand bedichtet zu werden. Aber ich möchte Ihnen raten: lassen Sie das Leben sprechen, mein Freund! Ich bin ein Räuber — nun schön —, aber kein Dummkopf wie in Ihrem Stück.“

Dann ging er mit dem halb verdutzten, halb belustigten Legrand die einzelnen Szenen durch, gab ihm stümpfisch auf sein Leben sowie auf die Gebräuche und die Geheimsprache der Bande und lehrte den Hauptdarsteller, einen „echten Cartouche

auf die Beine zu stellen“, wie er selbst sich witzig ausdrückte.

Defriedig verließen die Künstler den schwervergeßelten Gästling und legten einen größeren Obulus auf die Pritsche seiner Zelle. Dieses Geld benutzte Cartouche zur Beistellung seiner Wärter. Er ließ sich Essen und Wein aus einem vornehmen Hotel holen und erreichte sogar, daß ein „leichter“ Gästling, der nicht gefesselt war, in seine Zelle gebracht wurde. „Denn ich brauche Anregungen und Gaudereichungen“, erklärte der Räuberhauptmann mit der Selbstverständlichkeit eines Fürsten. Der Zufall wollte es, daß sein neuer Gefährte ein gelernter Maurer war.

Am Tage der Premiere des „Cartouche“ beschoß Cartouche, mit Hilfe dieses Maurers aus dem Kerker zu entweichen, um sich selber im Rampenlicht zu sehen. Bei seiner unvergleichlichen Freiheit hätte er es sicherlich gewagt, tatsächlich im Parkett zu erscheinen, wenn ihn nicht ein Zufall im letzten Augenblick daran gebin-

dert hätte. Immerhin waren die beiden Ausbrecher nach einer abenteuerlichen Flucht durch ein Abflußrohr, einen unterirdischen Gang und eine durchbrochene Mauer bereits in den Laden eines Obsthändlers und Brantweinwirtes gelangt. Von der Strafe trennte sie nur noch eine Tür, die nicht verschlossen war. Da schlug der Hund des Händlers an. Sein Herr stürzte in den Laden und erkannte den Raubmörder auf den ersten Blick. Dennoch wäre Cartouche gewiß entkommen, hätten nicht zufällig vier Polizisten in der danebenliegenden Schankstube gesehen. Sie überwältigten die Ausbrecher und schleppten sie in das Gefängnis zurück.

Cartouche aber, der Räuber und Mörder, der ein paar Wochen später den Tod durch das Rad erlitt, erklärte den Polizisten beleidigt: „Meine Herren, Sie sind Verächter der Kunst! Nehmen Sie mich zum Vorbild! Ich habe keine Mühe gescheut, um zur feierlichsten Stunde bei meiner Premiere persönlich zu erscheinen.“

München und die Kunst

So machen's alle

Münchens entzückendes Residenztheater in Rokoko gibt Mozart den vollendeten Rahmen, der Bühne und Zuschauerraum zu einem festlichen Ganzen vereint. Die meisten Textbücher für Mozarts Opern sind allerdings für uns nicht ohne weiteres verständlich. Das feurige Temperament eines Clemens Krauß, die glänzende Regie eines Rudolf Hartmann aber bringen uns „Così fan tutte“ so nahe, daß das Spiel einfach mitreißt und Mozarts herrliche Musik unbeschwert zu Herzen geht. Ein schöneres Mozarttheater ist kaum denkbar. Das gewagte Bühnenbild Ludwig Sieverts, schäumend über Albernheit und doch zugleich feinstes, duftiges Rokoko, vervollständigt diese Rahmen in der glücklichsten Weise. Pfeifend wie Champagner ist das Spiel. Wer Clemens Krauß beobachtet, wie er selber beim Dirigieren, beim Spielen der Aukstraute dieses Werk genießt, der versteht die frohliche Ausgelassenheit, die auf das Haus übertrömmt. Gerade Mozart, dessen feine Qualitäten nicht zu den Freübungen herausfordern, die der Kraftaufwand späterer Komponisten oft zu verlangen scheint, ist ein Prüfstein für das wirkliche Können eines Dirigenten. Die fast improvisierte Leichtigkeit, mit der Clemens Krauß dieses Werk mitteilt, die ruhige Beherrschung und Betonung der freestrukturellen Stellen, das Mißverständnis der launigen Ironie zeigt Krauß von der besten Seite.

So machen's alle! Kaum sind die Männer in den Krieg gezogen, lassen die Ehefrauen sich von anderen betören. Dieses zu beweisen, läßt Don Alfonso, ein alter Philosoph, Guglielmo und Ferrando, die auf die Treue ihrer Frauen schwören, die von der Bildfläche verschwinden. Verkleidet tauchen sie bald bei ihren nichtsahnenden Bräuten, den Schwestern Fiordiligi und Dorabella auf, die den Katschlagen des ebenso bestialischen wie unmoralischen Kammerknechts Despina nachgeben und die neuen Liebhaber erböden, ein wenig plöckig, scheint uns. Da diese die Rollen bei ihren Schönen vertauscht haben, entbrennen sie

in Eiferjucht aufeinander und in Wut auf die leichtlebigen Schwestern. Mit der Demasierung folgt das Strafgericht und die Verführung, — denn Don Alfonso hat doch recht behalten.

Viorella Ursuleac und Gertrud Klinger fangen die Schwestern in erhabener Größe und wunderbarer Schönheit, — ein erlebter Genuß. Mit reizvoller Gescheitigkeit wußte Adèle Kern das Kammerknechtchen darzustellen, Kehltemper und Panak waren würdig-unwürdige Kavalier, unbeschreiblich komisch mit ihren wilden Bärten und Kostümen, und eine beherzende Note gab Hans Hermann Viesse als Don Alfonso der Komödie.

Neue Pinakothek

Die neue Jahresausstellung 1937, die im Auftrage des Kultusministeriums durchgeführt wurde, zeigt wieder eine reiche Auswahl Münchener Künstler. Daran, daß etwa fünfmal so viel Bilder eingeliefert wurden, als gehängt werden konnten, geht hervor, welche Arbeit die Ausstellungsleitung zu bewältigen hatte. Im Gegensatz zum Haus der Deutschen Kunst, das an Bildwerken besonders reich ist, ist Plastik hier diesmal spärlicher vertreten. Ein Rundgang durch die Gemälde in den schönen Räumen der Neuen Pinakothek aber gibt einen Querschnitt durch das Kunstschaffen des heutigen München. Die Bilder sind mit besonderer Sorgfalt gehängt worden, so daß jedes einzelne zur Geltung kommt. Zu den stärksten und eigenwilligsten Werken gehören die von F. W. Rabl, dessen geschichtete und gemalte Phantasien an Böcklin, Welz oder Rubin erinnern. Paul Padua bringt auch diesmal wieder zwei größere Bilder, doch gefallen uns die auf der vorjährigen Ausstellung fast noch besser. Auch von E. X. Zimmermann haben wir schon bessere Bildnisse, hervorragend dagegen ist sein Blumenstück. Zwei gute Bilder gibt diesmal Oswald Pögelberger. Sehr begabt zeigt sich Keller-Kühne in Aquarell und El. Angelo Jank ist gut vertreten; auch Max Feldbauer und Julius Diez, alte Mitarbeiter der Jugend, fehlen nicht. Ein Seestück von Oskar Graf fällt ins Auge. Einige Ölbilder und Steinplastik von Wil-

helm Heise. Landschaften von Heinsdorf, Broel, Huber-Dachau, Büchler, Genny Progen wären zu nennen. Grafik von Karl Bauer, Franz Doll, Seidl, Pittner. Stühbe's Kinderzeichnungen von Elisabeth Koelle-Karmann. Unter den weiteren Bildern sind Werke von Klügel, Rürmaier, Keil, Sepp Gils, Koloff, Meindl, Sayel und vielen anderen. Besonders reich vertreten sind Münchner Landschaftsmaler.

Altdeutsche Grafik

In der Neuen Pinakothek befindet sich auch noch eine andere Ausstellung, die höchst sehenswert ist. Es ist die Schau altdeutscher Grafik. Hier zeigt sich die deutsche Kunst in den besten Werken ihrer klassischen Zeit, der Zeit Dürers und Holbeins. Die Vorläufer Gutenberg's, die Blockbücher und Holzschnitte des Mittelalters, kostbare Einblattdrucke des fünfzehnten Jahrhunderts breiten sich vor uns aus. Die lineare Technik des Grafischen liegt nicht nur dem deutschen Empfinden am meisten, sondern war auch durch soziale Umstände bedingt, da ein grafisches Blatt selbst für den einfachen Bürger jener Zeit erswinglich war, während nicht jeder sich ein Bild leisten konnte. Die großen deutschen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts sind gewaltige Zeichner und Kupferstecher gewesen. Ganze Generationen von Schulen lassen sich verfolgen. So finden sich in der Sammlung vortreffliche Blätter, mit weiß gehöht, von Michael Wolgemut, dem Schüler Pleydenwurffs, dem Lehrer Dürers. Und während Dürer die Krone der Sammlung ist, reißt die Entwicklung hier gleichwohl noch nicht ab, denn die feinen Blätter des Meisters M. J. verraten, daß er bei Dürer in die Schule gegangen ist. Auch Schaffelein, Jörg Breu, Hans von Kulmbach sind Schüler Dürers. Die grafische Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts ist von unvergleichlichem Reichtum. Der Meister E. S. und Martin Schongauer, vollkommen in ihrem Schaffen, sind doch erst ein Auftakt zu noch größeren: Altdorfer, Baldung, Burgmaier, Cranach, Dürer, Holbein. Auch Kirchner, Lautensack, Oßendorfer und andere Meister sind in guten Blättern vertreten.

HEIMLOTH & Co KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULF-STR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees liefert
für Reklamewerke
Kunst-Steindruck
u. Zeichnungen
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

WENN

Photo — dann Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Graphische Kunstanstalt Wend. Schütz, München
Herrnstraße 8-10, Telefon 207 63

Daunendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feinleinstr. 35

Werbung

bringt

Arbeit



Weite Reise

Besucht uns da vor einigen Wochen ein junger Künstler und bietet uns Bilder zur Veröffentlichung an. Wir schätzten ihn auf etwa 23 Jahre. Dabei war auffällig, daß beinahe sämtliche Arbeiten Motive aus dem Orient darstellten. An und für sich nichts Besonderes, da Künstler gerne große Reisen unternehmen, um sich weiterzubilden.

Hier lag der Fall anders. Dieser junge Mensch, gelernter Kunstgewerbler, bereist mit noch einem Kollegen den gesamten Orient, um in Klöstern, in Schlössern und Burgen nach alten Mosaik-Arbeiten zu suchen. Sie sind der festen Überzeugung, daß irgendwo alte künstlerisch wertvolle Werke vorhanden sind, denen sie glauben nachspüren zu müssen.

Und wie sie die Reise machten? Auf Schusters Kappen natürlich, meinte der Jüngling und lächelte. Er erzählt, daß die diesmalige Reise ca. 2 Jahre in Anspruch nehme, um dann wieder nach Deutschland zurückzukehren. Da bekannt-



Serajewo

Gg. Roppel

lich Künstler nicht immer mit Glücksgütern gesegnet sind, erkundigten wir uns vorsichtig nach der finanziellen Seite des Unternehmens. Die Lösung war sehr einfach. Wieder lächelnd meinte er, daß sie stets dankbare Abnehmer fänden für Bilder, die sie unterwegs zeichnen oder in Aquarell malen. Meist zeichnen wir ein Bild von unserem jeweiligen Quartierwirt, das immer großen Spaß macht.

Schmunzelnd sagt er dies und mag dabei wohl auch an üppig gedeckte Tische gedacht haben, an kleine Quartierlebens- oder Begegnungen mit schwarzhaarigen Mädchen. Böse Tage mit knurrendem Magen preist er nur flüchtig.

Wir bringen hier ein Bild eines solchen Quartierwirts, es ist ein ungarischer Bauer, der sogar seinen Namen daruntergesetzt hat. Das zweite Bild stellt ein Motiv aus Serajewo dar.

Unser junger Freund wollte uns nochmals besuchen, aber er ist wohl schon wieder weit drin in der Pusta, in den Bergen Jugoslawiens oder auf den Spuren alter Kalfien-Herlichkeit. Wir wünschen ihm und seinem Weggenossen jedenfalls viel Glück.

Gg. Roppel

Nichts mehr zu machen...

Daß es immer noch Menschen gibt, die noch nicht wissen, daß wir doch tatsächlich zuerst einmal Deutsche sind, wurde kürzlich einem befreundeten Text von uns deutlich gemacht. In der Sommerfrische freunde er sich mit einem Ministerialbeamten aus München an. Als nun im Herbst der vielbeschäftigte Doktor in München an dem, sagen wir Ministerialrat, vorbeifährt, läßt er halten und steigt aus, um den Beamten aus der Sommerfrische freundlich zu begrüßen.

Merkwürdig föhl wird er ausgenommen, und nach einigem Hin und Her erklärt der hohe Herr, nicht ohne sich vorher würdevoll in seine Bürokratenbrust geworfen zu haben: „Herr Doktor, ich habe inzwischen erfahren, daß Sie in gemäßigter Ehe leben. Mit solchen Leuten verkehre ich nicht.“ Sprachs und verschwand mit hochhoffisiertem Gruß.

Die Hauptsache

Kürzlich gab hier einer der anerkannt besten Beethovenspieler ein Klavierkonzert. Der Saal ist überfüllt von Zuhörern. Nach der ersten Abteilung bricht das kunstsinigste Publikum in stürmische Begeisterung aus. Eine neben mir sitzende



Kling

Dame wendet sich sofort an ihre Nachbarin: „Das hätte mir aber vorher wissen sollen, daß es so voll wird, dann hätte mir wieder unsere neu seidene Bluse angezogen.“

Die Jugend

Das Titelbild wurde freundlicherweise von der Fa. Gebr. Hartmann, Ammendorf b. Halle/Saale zur Verfügung gestellt.



DIE LUSTIGE JUGEND



Ros.

Beobachtetes im Englischen Garten

Und jede denkt: Was nur die Putz mit ihrem Dalg so daherschlurft — mein Schnuffl ist doch das allerjüngste —.

Das unruhige Haus

Von Hermann Reich

Sobald mein neuer Roman erschienen ist und ich Geld bekommen habe, suche ich mir eine andere Wohnung — das heißt, sobald ich einen Roman geschrieben habe und der Verleger ihn nicht in den Papierkorb verlegt, was aber bei der fabelhaften Idee, die dem Roman zugrunde liegt, wohl ausgeschlossen sein dürfte. Allerdings — die Idee habe ich auch noch nicht gefunden, aber das ist nur auf das unruhige Haus, in dem ich wohne, zurückzuführen; denn hier wird mir jedes ruhige Arbeiten, jeder klare Gedanke und jede geistige Sammlung durch die unruhigen Mitbewohner zerstört. — Da wohnt links neben mir Herr Lehmann, dessen Junge schreit von morgens bis abends. Nun hat der Bengel zum Geburtstag noch eine Trompete bekommen, darauf bläst er die halbe Nacht. Ich sagte dieser Tage zu Herrn Lehmann: „Verhauen sie den Jungen doch einmal gründlich!“ „Das darf ich nicht“, meinte er, „sonst bekomme ich Krach mit meiner Frau!“ „Dann werde ich Ihnen einmal ein gutes Schlafpulver geben, das geben sie dem Jungen ein, und wir haben wenigstens alle unsere Nachtruhe“. Gestern morgen fragte ich Herrn Lehmann: „Na, hat mein Schlafmittel gewirkt?“ „Gros-

artig“, sagte er. „Ist Ihr Junge gleich danach eingeschlafen?“ „Ja, das weiß ich nicht“, meinte er, „der Bengel hat danach noch eine halbe Stunde geblasen, und da haben wir — meine Frau und ich — das Pulver genommen und ganz wunderbar gepennt!“ — Rechts neben mir wohnt Herr Bollmann. Der hat nun wieder einen Lautsprecher — ich meine nicht so einen Kasten, sondern seine Frau, die schimpft von morgens bis abends. Nun hat er auch noch einen Verstärker: seine Schwiegermutter ist auf Besuch. — Aber mir, die Schluckebiers, spielen den ganzen Tag Grammophon, und zwar die ältesten Schlager, zum Beispiel „Regentropfen, die an dein Fenster klopfen...“. Ich klopfe dann nicht ans Fenster, sondern an die Decke; dann legen sie eine neue alte Platte auf, was vom Frühling, vom Mai: „Was macht der Mai-a am Simalaja?“ — Nun hat in dieser Woche Frau For, die unter mir wohnt noch ein kleines Mädel bekommen. Das schreit auch den ganzen Tag, somit haben wir auch noch „for-tönende Wochenschau“ dabei. — Und zwischen all diesen Geräuschen sitze ich nun und suche nach neuen Einfällen. Daß mir natürlich nichts Neues, sondern nur Altes einfällt, was man schon in der Schlacht von Leuthen erzählt hat, liegt eben nur an diesen Leuten. Ich komme mir vor wie in einem Affenkäfig.

Humor aus den Bergen

In einer Sommerfrische der Hochalpen besichtigten zwei Damen, Mutter und Tochter, die Ställe und schauten aus der Ferne dem Milchen der Kühe zu, das zwei Sennen vornahmen, die sich die Arbeit durch abwechselndes Jodeln verkürzten. Das Stadtfraulein, dem dies alles neu ist, fragt bei den eigentümlichen Tönen die Mutter: „Sag mal, Mama, machen denn die Kühe immer so komisch, wenn sie gemolken werden?“

Humor des Auslandes

Der kleine Francois (als sich Papa und Mama stritten): „Diese ewigen Zerwürfnisse verleiden einem das ganze Familienleben!“

Er: „Von euch Weibern stammt alles Übel.“

Sie: „Stimmt! Sogar die Männer stammen von uns.“

„Deine Schwiegermutter hat ja einen kolossalen Buckel!“

„Ja, und mich behandelt sie, als ob ich schuld daran wäre!“

Das Geschenk

„Was hast du denn zu Weihnachten bekommen, Hans?“

„Der Vater hat mir mein hohlen Zahn ziehen lassen.“



Rheinen